

Freiheit Gottes und Freiheit des Menschen. Philosophische und erkenntnistheoretische Perspektiven zum Gespräch mit dem „Open Theism“

Replik Dr. Manuel Schmid von Prof. Dr. Harald Seubert, STH Basel, 25. 3. 2019, STH Basel, 15.45-16.15.

0. Vorbemerkungen

Ich gestehe zunächst, dass mich vier Präliminarien der Debatte um den Open Theism irritieren, die auch im Einleitungsteil von Manuel Schmid artikuliert werden. Sie sind Teil eines nicht nur evangelikal Problems und können nicht beiseitegelassen werden, wenn man die These selbst interpretiert. Sie sollten uns aber auch als Mahnung für einen vernünftigen, maßvollen Umgang miteinander und mit der Sache dienen:

1. In den Einlassungen des OT zeigt sich eine starke Milieuverwurzelung und Adressierung von theologischen Grundfragen an ein bestimmtes evangelikales Milieu und an Praktisch-Theologische Fragen, insbesondere das Bittgebet. Pastorale, seelsorgerliche, auch am Gebet orientierte Interessen, so berechtigt sie sein mögen, können aber doch nicht ein „rethinking“ legitimieren, wenn man nicht unabhängig von der Interessensfrage die Wahrheitsfrage positioniert. *Quaestio facti* und *quaestio iuris*. Nicht anders steht es mit der Erwartung, dass das missionarische Zeugnis gerade in der gegenwärtigen Welt überzeugend, anziehend, vielleicht erweckend sei, wenn es die Offenheit und Liebe Gottes ins Zentrum rückt. Dass Gott Liebe ist, aber eine Liebe, die durch Leiden und Tod gegangen ist, bedarf immer wieder und konstant der Neubesinnung. Es ist aber wahrlich keine theologische Neuentdeckung. Anfechtung, Scrupulositas, Zweifel und Verzweiflung sind aber Teil der menschlichen Gotteserfahrung in Freiheit. Man wird sie nicht durch eine „Liebe ohne Leiden“, die der billigen Gnade bei Bonhoeffer verwandt wäre, außer Kraft setzen können.

2 Auch das Zeitinteresse der „Postmoderne“ an einem liebenden Gott und das bleibend Bewegende und Unauflösbare der Theodizee kann ipso facto eine spezifische Theologie nicht rechtfertigen oder begründen. Man muss sich schon fragen, werden Behauptungen und Theorien mit einem allgemeinen „Claim of truth“ erhoben, oder sollen sie à la Hempelmann für ein bestimmtes „Mindset“ gelten. Ich gehe im Folgenden von der ersten Option aus.

3. Große zu große Proklamationen sind mit diesem Ansatz verbunden, ich muss sagen: eine Art Originalitätswille: Eine „kopernikanische Wende“ (Kant), ein Neudurchdenken Gottes von der Liebe her setze ein „neues Paradigma“ (Feyerabend/Kuhn). Damit wird die Kontrastfolie einer „klassischen Gotteslehre“ beschworen, die das eben nicht tue, sondern „substantialistisch und deterministisch“ verfare. Was immer das sei. Es kommen übliche Stereotypen hinzu: Substanz gegen Relation etwa, Narration gegen abstrakte Suche nach dem Wesen Gottes: die sich bei einer Relektüre maßgeblicher theologischer Traditionen, nicht zuletzt des ersten Jahrtausends der Christenheit und Lutherischer Traditionen, so schlichtweg nicht halten lassen. Korrektive zeigen sich sofort, geht man über den evangelikalischen und auch calvinistischen Kontext hinaus in den Magnus Consensus von Theologie und Kirche, Schrift und Bekenntnis. Zu schweigen von der metaphysischen Tradition, in der, zugegeben mit unterschiedlichen Präferenzen, sich Substanz und Akzidenz gar nicht denken lässt ohne zugleich die Relationalität im Blick zu haben. Aristoteles etwa kommt zu seiner Klärung des vielfachen Sinnes des Seienden, indem er die Analogie als Relation einsetzt- und von ihr her dann Differenzen positioniert.

4. Ebenso irritierend sind aber die, zum Beispiel in der Boyd-Piper-Debatte artikulierten und entsprechend sanktionierten Häresievorwürfe gegenüber dem OT, allgemeiner, gegenüber dem jeweils anderen. Dem OT. werden teilweise Positionen unterstellt, die er dezidiert nicht eingenommen hat. Manche Züge an der Debatte bringen eine geradezu erschreckende Lieblosigkeit und fehlende Brüderlichkeit zum Tragen. Dies sollte Anlass sein, vertiefend auch im eigenen Handeln Wahrheit und Liebe miteinander zu verbinden.

I. Der biblische Ausgangspunkt: Bedeutung und Grenzen

Begrüßenswert erscheint eine Zugangsweise des Open Theism, die sich auf die Schrift selbst bezieht und sich als „bibeltheologische Reformbewegung“ versteht. Damit wird an ein allen reformatorischen Traditionen (und längst auch den gläubigen und avancierteren Formen des Katholizismus heute) gemeinsames Anliegen angeschlossen. Der epistemologische Zugang über die Schrifthermeneutik korrigiert überdies einen theistischen Rationalismus, wie ich ihn gerade auch im philosophischen New Foundationalism, bei aller grundsätzlichen Sympathie, finde (Swinburne u.a.). Allzu oft sind es anthropomorphe Vorstellungen von Moral, Ethik, Stringenz, die, die in einem circulus vitiosus in Gottes Verhalten eingetragen werden, so dass dann spezifische Haltungen Gottes in der Theodizeefrage die Folge sind. Diese Überrationalisierung ist m.E. der Preis einer Philosophie, die die Unterscheidung der Epistemologie, des dem Menschen Erkennbaren, des darüber hinaus Denkbaren und des ihm Entzogenen igno-

riert. Solchen Engführungen entgeht ein Zugriff auf die Schrift, wo sie denn möglichst unvoreingenommen in ihrer Einheit, Mitte und Vielgestaltigkeit wahrgenommen wird.

(Übrigens ist die französische Religionsphänomenologie ausgehend von Lévinas, bei Marion und anderen viel näher an der Vielstimmigkeit und Pluralität in der Einheit des biblischen Textes).

Die Belege, die in den Arbeiten des OT eine große Rolle spielen: über Gottes Reue, Gottes Zorn, seine Enttäuschung angesichts menschlicher Abkehr zeigen vom Buch Genesis 1 an, über Exodus 44, 1-9, bis in die Prophetien hinein zeigen eindrücklich dass der offenbarte Gott sich auf die Geschichte bezieht und damit menschlichem Handeln und Agieren Freiheit lässt. Sehr zu Recht hat Schmid darauf hingewiesen, dass der biblische Befund überzeugender sein könnte, wenn er auch auf die unterschiedlichen Genera dicendi, die Zusammenhänge und das Instrumentarium einer (gesamt-)biblischen Theologie orientiert wäre. Dass dabei die Kenntnisnahme von nicht-evangelikalen Exegeten wie Döhling oder Jeremias hilfreich ist (es auch der angelsächsischen Welt hilfreich sein könnte, mitunter deutsche Debatten zu rezipieren), möchte ich nachdrücklich unterstreichen. Dies gibt dem Werk von Manuel Schmid auch innerhalb des OT einen hohen Wert. Es öffnen sich hier hermeneutische und exegetische Fragen von einiger Tragweite.

Wesentlicher wäre aber noch, dass nicht nur einzelne Stellen – rein biblizistisch – als Pfeiler eines umfassenden geschlossenen Theoriekonstruktes des OT herangezogen, sondern das nach der Mitte der Schrift, dem Kern schon der Hebräischen Bibel in Gebot und Liebe, in Bundestreue aemaet und Verbindung mit seinem Volk gefragt wird.

Gottes Wort ist eines und wahr, es interpretiert sich nach reformatorischem Verständnisselbst. Doch diese Wahrheit ist eine Offenbarungswahrheit, nicht ein propositionales Satzgefüge. Die Schrift muss erfüllt werden, in der erneuerten und erneuernden Macht und Liebe Gottes. Die Freiheit Gottes zeigt sich in der Wirklichkeit seines Handelns. Der Mensch aber ist Bundespartner, jedoch er ist es als gefallenes, erlösungsbedürftiges Geschöpf, in einer inkommensurablen Nähe und zugleich einem unendlichen Abstand.

Eine essentielle Frage ist aus meiner Sicht: Ob dem im OT Rechnung getragen wird.

Gott bleibt Gott. Sein Wesen ist eines, was gerade die Pneumatologie zeigen kann, die den Vater und den Sohn verbindet. Doch dieses Wesen wird in folgen an seinem Handeln in der Welt und in der Zeit erkennbar.

II. Hellenisierung des Christentums und Anthropomorphie?

1. Hellenisierung: Weniger zustimmen kann ich, was Sie nicht überraschen wird, dem im Open Theism zu Anfang sehr stark bezeugenden Diktum von einer hellenistischen Überformung des ursprünglichen biblischen Zeugnisses. Dass die Harnack-These, ein Zeugnis liberaler Theologie, so viel Anklang im Evangelikalismus fand und findet, ist eine Ironie der Geschichte, Ergebnis einer durchaus problematischen Philosophie- und Begriffsskepsis, um es sehr freundlich zu sagen, in manchen der einschlägigen Debatten. Denn wer Hellenismus sagt, meint oft die ungeliebte Philosophie. Er möchte ganz nach Jerusalem gehören und hat mit Athen nichts im Sinn.

Dass sich aber Gottes Wort und Weisheit gerade auch in der griechischen Welt, und damit in einer großen Rationalität offenbarte, ermöglichte die Universalität des biblischen Zeugnisses. Noch mehr als das: Es antwortet auch auf Leid, Schmerz und Dissonanz in der griechischen Lebenswelt mit dem nachdrücklichsten Zeugnis der schuldlosen Schuld in der Tragödie. Es ist beruhigend, der differenzierten Darstellung von Schmid zu entnehmen, dass die Vertreter des Open Theism die Lage mittlerweile differenzierter sehen. Hilfreich dafür ist nicht primär die übliche historistische Hyperdifferenzierung, wonach man von „dem griechischen Geist“ nicht mehr reden könne, auch nicht die Abgrenzung von einer „negativen Transzendenz“, als wäre griechische Gottesrede nur negative Theologie gewesen und als gäbe es diese negative Theologie umgekehrt in den Offenbarungstheologischen Traditionen nicht? Es ist vielmehr die Einsicht, dass griechisches Denken, in produktiver Wendung gegen den Anthropomorphismusvorwurf, einen Gott denkt, der eins ist mit dem wahren, Guten, Schönen, der sich- wie Platon vor allen anderen bezeugte,- um die Welt kümmert (Politeia III), der aber auch in dieser Zuwendung in der griechischen Philosophie nur Gedachter Gott bleibt, nicht Geschichte und reale Wirklichkeit ist. Denn es ist, trivialerweise, ein Denken ohne Offenbarung: Apriorisches Ziel, Hoffnung der Idee des Guten, aber nicht Factum ist dieser Gott, und insofern nicht frei zu handeln oder nicht zu handeln. Genau hier setzt die Trennung, aber zugleich eben auch das Ineinandergreifen von Metaphysik und Heilsgeschichte ein, oder um es noch einmal metaphorisch zu sagen: Athen in Jerusalem, Jerusalem in Athen. Die Vertreter des Open Theism werden gut daran tun, nicht eine vorhellenistische Reinheit des biblischen Wortes, der strikten Trennung vorauszusetzen, die wahrlich seit Schlatter, über die Hengel-Schule bis zu Peter Schäfer gerade auch von Kennern des Judentums destruiert wurde.

Schmid geht erfreulich und auf hohem Niveau über den Diskussionsstand hinaus, indem er, u.a. im Fokus auf Philo von Alexandrien, wechselseitige Transformationen feststellt, eine

„Allelopoiesis“ griechischer und hellenischer Kultur. Ähnlich hat etwa auch Werner Beierwaltes vom Platonismus im Christentum gesprochen, oder Gershom Scholem und Eveline Goodman-Thau von der hellenistischen Antike im Judentum.

Alternativ geht es darum, die Verbindung von Offenbarung und Begriff zu erkennen, zu zeigen, wie und wie weit sich Gottes Wesen, so wie es sich biblisch bezeugt, auch denken lässt, und was sich daran an seinem Handeln und Wirken in der Welt ablesen lässt.

2. Damit hängt eng die Anthropomorphismus-Frage zusammen. Deren Bedeutung und Tragweite wird bei Schmid erfreulich klar gesehen. (Es ist klar, dass der vermeintlich hellenistische Gottesbegriff gerade mit einer Kritik am Anthropomorphismus ansetzt, bis hin zur Rede von Gott als dem Überseienden, Einem, seit Xenophanes von Kolophon im 6. Jahrhundert. Gerade dies aber verbindet ihn doch zumindest strukturell mit der Bildlosigkeit und Einzigkeit des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs.)

Ich muss nun gestehen, dass mich die beiden von Schmid referierten Hauptkonzeptionen zum Anthropomorphismusproblem im OT nicht überzeugen. Der ‚eingeschränkte‘ Anthropomorphismus, der aber gerade dem freien Reagieren Gottes auf die Welt und seinen unzuverlässigen Bundespartner den Menschen, einen nicht-anthropomorphen Status einräumt, bleibt vage. Zumindest anfangs fand der OT letztlich kein Kriterium, wo anthropomorphe Redeweisen in der Heiligen Schrift zu finden sind, wo nicht. ‚entschränkte‘, der sich auf neuere Metapherntheorien stützt (wobei all das auch schon bei Nietzsche knapper und schöner zu lesen wäre), droht mit der Aussage, dass alle menschliche Rede von Gott metaphorisch-metonymischen Charakter habe, den Offenbarungscharakter zu verlieren. Wenn die Schrift sagt, dass Gott selbst spreche, wenn ein Prophet sich auf den Spruch des lebendigen Gottes bezieht, so ist dies als inspirierte Offenbarung festzuhalten. Gottes bezeugtes Sprechen und Handeln, das aus dem Wesen Gottes selbst kommt und verlässt damit die oszillierende Zweideutigkeit des „Ist“ und „Ist nicht“, die nach Paul Ricoeur alle Metaphorik bestimmt (Metaphore vivante). Solche Rede von Gott als Rede Gottes geht aus der Herzmitte Gottes hervor, wenn sie sein Sein auch nicht erschöpft. Eben hier greift komplementär die negative Theologie. Gottes Wirklichkeit, auch die Wirklichkeit seiner Liebe ist ein Phänomen, in dem das Wesen so sichtbar wird, wie es sich zeigt, wenn auch nur in den Grenzen, in denen es sich zeigt, (um es mit Edmund Husserls ‚Prinzip der Prinzipien‘ zu sagen). Diese Rede Gottes ist dann auch durch keine Lehre oder Konstruktion zu übertreffen.

Man sollte dabei übrigens auch das „anthropomorphe“ Reden von Gott nicht einfach als verfehlt kennzeichnen. Es ist sicher unzulänglich, doch solange es sich seiner Unzulänglichkeit bewusst ist, ist dies legitim. (Elementare theologische Sprachlehre: univok-äquivok- analog-). Hier gehen die Debatten innerhalb des Open Theism, so wie sie Schmid referiert, zunehmend in eine richtige, vertretbare Richtung, wenn auf den notwendigermaßen gemeinsamen Referenzrahmen zwischen Gott und dem Menschen verwiesen wird. Dogmatisch hat dies viel mit der allgemeinen Offenbarung, oder Uroffenbarung, der *Revelatio generalis* Röm 1 zu tun, aber auch mit einer Gottebenbildlichkeit, die Gottes Wahrheit menschlichem Verstehen nicht einfach nur fremd sein lässt, sondern sich ihm von Anbeginn der Welt an öffnet, von ihm erkannt sein will: Person sucht Person. Dies stützt den Bund. An eine Gleichartigkeit oder Gleichrangigkeit mit seinem Geschöpf bindet sich Gott indes nie und nimmer.

In dem Bundesgeschehen, das dem Geschöpf Freiheit einräumt, auch wenn sich diese Freiheit gegen den Schöpfer wendet, zeigt sich dieser gemeinsame Rahmen explizit. Solche Freiheit, auf die Gott in Liebe und im Bußruf und Gericht reagiert, hebt aber an keiner Stelle die Trennung zwischen Schöpfer und Geschöpf auf.

III. Systematisch-theologische Perspektiven: Open Theism im Gespräch

Unverzichtbar ist es, dass Schmid und die von ihm referierten Vertreter eines avancierten Open Theism es nicht bei der biblischen Hermeneutik belassen, sondern dass sie daraus ein Lehrstück „konsequenter Exegese“ (E. Jünger), eben der Systematischen Theologie zu entwickeln versuchen. Ich kann hier auf die Transformationen gegenüber der „klassischen Gotteslehre“ von Allwissenheit auf eine umfassende, gesteigerte Weisheit, von Allmacht auf eine größte mögliche Macht und Urheberschaft anderer Mächtigkeiten, nur grundsätzlich eingehen.

Der Limes des Zulässigen ist dort überschritten (und dies scheint mir durchaus eine große Gefahr des OT zu sein), wo die bewusst relational-verstandenen Prädikate relativ werden und damit der All-Quantor in eine relative Steigerung, grösser als alle Wesen die wir kennen, überführt wird (Kant, KpV., über *via negativa* und *via eminentiae*,). Der All-Quantor markiert ebenso wie das ontologische Argument von Anselm und Descartes, dass Gott das ist, über das hinausgehend nichts Größeres gedacht werden kann. Das heißt aber auch, dass er nur berührt, nicht umfasst werden kann. Also mit Augustinus: „Wenn Du es begreifst, ist es nicht Gott“.

Die Zielsetzung, das unwandelbare Wesen in der Liebe zu sehen, wobei Gott aber selbst „Erfahrungen“ mache und aus ihnen Konsequenzen ziehe, ist bedingt zu bejahen. Denn abzuwei-

sen ist theologisch die Idee eines unwandelbaren und darin eben determinierten Gottes: Dieses deistische Gespenst hat mit dem offenbaren Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs in der Tat nichts gemein. Es würde auch die bedingte menschliche Freiheit, und damit menschliches Handeln, unterminieren. Doch das Wesen des christlichen Gottesbegriffs ist nicht nur die Liebe, sondern eben auch die Unendlichkeit Gottes, seine Heiligkeit, Ewigkeit und Allmacht. Es bleibt, mit der klassischen Dogmatik zwischen Wesen und Wirksamkeit, Dasein zu unterscheiden. Wie Wolfhart Pannenberg in seiner Syst. Theologie III. sehr schön zeigt, schafft aber Gottes Handeln gerade die Verbindung zwischen „immanenter“ und „ökonomischer“ Trinität. Und er sichert sie weiter im Heiligen Geist weiter bis ans Ende der Tage und bleibt gerade darin der ewige, allmächtige Gott.

Abstrus finde ich vor diesem Hintergrund manche Sprachspiele, etwa, dass Gott ein „Abenteurer“ mit dem Menschen eingehe. Dergleichen finde ich nirgends im biblischen Zeugnis und allenfalls in Privatbekenntnissen. Es sollte in solider Theologie vermieden werden.

Eine „Veränderung der Gottesprädikate“ ist durch den biblischen Befund des OT nicht gedeckt und nicht gestützt. Es kann allenfalls um eine exegetische Verdeutlichung aber nicht Revision biblischer und bekennnishafter Erkenntnisse der ganzen Christenheit in ihrer zweitausendjährigen Geschichte gehen.

Daher meine ich, dass man viel stärker von Jesus Christus her, dem Mensch gewordenen Gott, wahren Gott und wahren Menschen, (nicht einem Gott einzigartig nahen Gerechten, aber auch nicht einem mythologischen Gottmenschen), Gottes Sein und Wesen im Gesamtzeugnis der Heiligen Schrift und der Lehre seiner Gemeinde aufschließen sollte. Der OT fände in der Christologie seine legitimierende Mitte, heißt es. Ich finde bei Schmid nichts zur Theologia crucis, nichts zur Kenose, zur Auferstehung und zur Trinität./Und ich ahne, dass dies im OT insgesamt so ist/ Hier bitte ich um weitere Aufklärung. M.E. müssen die Wege des Open Theism auf den Gesamttraum von Heilsgeschichte und Christologie geöffnet und an ihm überprüft werden. Dann relativieren sich sicher gewisse Originalitäten. Doch es entsteht ein Gesamtbild von Lehre auf dem Grund der Schrift. Dass Schmid das christologische Defizit ausdrücklich anzeigt, weist in die Richtung eines Fortdenkens und einer Revision des Open Theism. Wenn von Christus als Mitte der Schrift und der Heilsgeschichte her überhaupt erst die Aussage „Gott ist Liebe“ (aber auch Gott ist Freiheit und ermöglicht damit die Freiheit des Menschen) getragen ist, dann sind Christologie und in der Folge Pneumatologie von zentraler Bedeutung für den Weg Gottes mit der Welt. Indes bleibt dann auch die Unvoll-

detheit der Welt in der Zeit, das Eschaton und das anstehende Gericht, Gnade und Rettung aus dem Gericht, zu thematisieren.

Zur Gesprächsfähigkeit mit „klassischer“ evangelischer Theologie trägt sicher bei, dass sich Schmid der Mühe unterzieht, Nähen zum OT bei führenden Theologen des 20. Jahrhunderts zu ziehen. Obwohl er klarsichtig einräumt, dass die Vertreter des Open Theism bislang anderes theologisches Denken eher als einen Steinbruch verwenden, und die Gesamtarchitektur jener Denker zu wenig berücksichtigt würde, sehe ich diese Gefahr auch bei ihm. Schmid sieht zu sehr Übereinstimmungen, etwa in der Hellenisierungsthese. Doch da kann man nun wahrlich Barth nicht mit Pannenberg über einen Kamm scheren. Letzterer hat ein Leben lang gerade die Transformation beider Dimensionen verfolgt, die sehr stark in innerweltliche Eschatologien führende Theologie Moltmanns steht nochmals in einem anderen Zusammenhang. Hier müsste nachgearbeitet werden, auch in Herausarbeitung der Differenzen. Und warum nur immer die aktuellen Debattenlagen?

Wenn man nicht primär auf Calvin, Neocalvinismus und evangelikale „Klassiker“ blickt, sondern auf das Ringen Luthers mit dem, auch verborgen, regierenden Gott, auf die reformatorische Gebetskultur etc., und auf das Solus Christus würde die Freiheit des real handelnden Gottes als Traditionsbestand sehr deutlich!

Epilog

Schmid beklagt zutreffend die Polarisierung und emotionale Ablehnung des Open Theism. Allerdings ist er selbst am Ende seiner beeindruckenden Studie ambivalent. Auch hier erbitte ich Aufklärung. Einerseits S. 223 f. betont er, dass die Vertreter des Open Theism in einer Kontinuität mit der Lehre der Überlieferung stehen würden, und er streift buchstäblich in einem Satz Christologie und Trinität.- Welchen Status haben sie, wenn sie so wenig thematisiert werden? Sind sie Denkvoraussetzungen, die aber in der Durchführung nur eine geringe Rolle spielen?, wenn davon so knapp die Rede ist, von der Hellenisierung aber flächendeckend, was heißt das?

S. 233 dagegen wird betont, dass der Open Theism gerade nicht von einer Mitte der Schrift ausgehe, sondern die Liebe Gottes als Zentralmotiv aus einzelnen biblischen Referenzen herausfiltere. Dass sich dies beim späten Boyd ändert, nehme ich mit hohem Interesse zur Kenntnis. Dass der OT. von einer Prozesstheologie a la Whitehead, aber auch von der jüdisch-mystischen Veränderung des En sof zum zimzum, dem Deus contractus, weit entfernt ist, erleichtert Verständnis und Verständigung, Selbstdarstellungen der kompletten Neuerung

erschweren es. Erweiterungen des Kanons sind immer hilfreich für beide Seiten, sofern dieser Kanon im Rahmen von Schrift und Bekenntnis bleibt. Methodisch hilfreich kann hier der Ansatz einer „narrativen Ontologie“ sein, wie sie der Münchener Philosoph Axel Hutter soeben im Blick auf die Josephsgeschichten und Thomas Manns Bearbeitung vorgelegt hat. „Joseph versteht die Geschichte dergestalt nicht länger auf den Menschen hin und vom Menschen her, sondern auf Gott hin und von Gott her. Ihr Sinn zeigt Gott *im Unterschied* zu allen anderen Göttern“ (Narrative Ontologie 2017, S. 105). Das sollten auch wir tun.

Indes am Ende stellt sich eine grundsätzliche hermeneutische Frage: Die Suche nach Widerspruchsfreiheit und Kohärenz der Heiligen Schrift darf nicht in einen theistischen Rationalismus verflacht werden. Dass sich Gott unterschiedlich ausspricht, fordert vom Menschen Unterstellung, Hören –und Gehorsam. Frei ist er auch als Hörer des Wortes.

Theologie und Kirche müssen sich eingestehen, dass wir hier nur glauben, erst am Ende schauen werden (1. Kor 13, 9; 2. Kor 5, 9); dass Gott sich in Treue an uns bindet, nicht aber und niemals seine Gedanken unsere Gedanken sind (Jes 55, 8; Römer 9, 20, im Rückgriff auf Hiob). Ohne diese Demut entkoppelt sich ein jedes Rethinking von dem Bund, in den es von vorneherein gestellt ist. Es spaltet dann Theologie und Gemeinde. Dieser Gefahr sollten sich alle bewusst sein.

Der Open Theism kann ein Augenöffner sein, dahingehend, dass Gott seine unendliche Freiheit rückbindet an die bedingte Freiheit seines Geschöpfes. Eine Ausschließlichkeitsperspektive sollte er nicht beanspruchen und sie sollte ihm auch nicht zuerkannt werden, vor allem nicht in der Lehre.

Gebunden bleibt Theologie an eine Vernunft, die vor dem, den sie nie erfassen kann, auf den Knien liegt, *und* an ein Hören auf das Lebenswort des lebendigen Gottes, das in Jesus Christus liebende Gegenwart in Person geworden ist.